

Vom bösen Zauber falscher Vorstellungen

Zur pastoraltheologischen Problematik der soziologischen Kategorie »Ehrenamt«

Mitglieder des Volkes Gottes primär als tatsächliche oder potenzielle Ehrenamtliche anzusehen, ist gefährlich.

Es kann die Chance verbauen, miteinander neu zu entdecken, welche Aufgabe die Kirche hier und heute hat.

Die Adressierung »ehrenamtlich«

Wie man jemanden adressiert, das ist alles andere als nebensächlich. Es definiert den Horizont, in dem man den anderen wahrnimmt, bestimmt das Verhältnis, das man zu ihm einnimmt, und richtet die Handlungen aus, die man ihm gegenüber vornimmt. Andere Mitglieder des Volkes Gottes als »Ehrenamtliche« zu bezeichnen, bedeutet, sie im Horizont einer ganz spezifischen Differenz wahrzunehmen, der Differenz von entlohnter Professionalität und nicht-entlohnter Nicht-Professionalität. Nun gibt es diese Differenz und sie ist einflussreich in unserer Gesellschaft.¹ Aber warum wurde sie so bedeutsam, dass sie eine der vorherrschenden Adressierungs- und Wahrnehmungshorizonte von Menschen innerhalb der Kirche werden konnte? Es stimmt schon: Jene Gemeinde, zu der ich mich zugehörig fühle und deren Gottesdienste ich gerne besuche, bezahlt mich nicht und ich bin also, so ich mich dort oder im ZdK hin und wieder en-

gagiere, ein »Ehrenamtlicher«. Aber mir persönlich ist viel wichtiger, dass ich Vater zweier studierender Töchter bin und Ehemann, professioneller Pastoraltheologe und auch dass mich Bach, Wagner und Bob Dylan durchs Leben begleiten.

Überhaupt kann man fragen, ob unser pastorales Adressierungssystem mit seiner Zentralstellung der Generationenklassifikation – einflussreicher noch als die Kategorie »Ehrenamtlichkeit« – nicht zunehmend unaufmerksam jenen gegenüber ist, an die es sich wendet, und ob damit nicht pastorale Zuschreibungen aus der Zeit der »Standespastoral« transportiert werden.

»Die anderen sind immer ein wenig anders, als sie erscheinen.«

Damals gaben die »Natur-« oder die »Berufsstände« in einer von der katholischen Kirche lange favorisierten »organisch gegliederten« und hierarchisch geordneten Gesellschaft die scheinbar »natürliche« Ordnung auch der Seelsorge ab. Es standen dabei selbstverständlich die Männer über den Frauen, die Älteren über den Jüngeren, die Kleriker über den Laien und die »höheren Stände« über den »niedrigeren Ständen« und das ziemlich unverrückbar.

In hoch individualisierten Zeiten mit ihrem Zwang zum »eigenen Leben«, ihren Migrationschicksalen und Patchworkfamilien, ihren prekär-flexiblen Berufsbiografien und ihrer hohen Arbeitsmobilität gilt freilich: Die anderen sind immer ein wenig anders, als sie erscheinen.

»prekär-flexible Berufsbiografien«

Sie sind vielleicht alt, aber nicht einfach »Alte«, sie sind jung, aber nicht »Jugendliche«, sie sind weiblich, aber nicht »die Frau«. Sie sind ganz spezifische Menschen mit ganz spezifischen Biografien, Eigenschaften und Nöten und darin gleichberechtigte Mitglieder des Volkes Gottes. Jedenfalls sind sie mehr als nur Träger eines Merkmals, sie sind Träger und Trägerinnen sehr individueller biografischer Merkmalskombinationen.

Vor allem aber sind sie nicht einfach »Ehrenamtliche«, vielmehr ganz spezifische Christinnen und Christen, die unter Umständen bereit sind, unentlohnt für die Kirche zu arbeiten. Sie als »Ehrenamtliche« zu adressieren, und sei es auch nur im institutionsinternen Diskurs, signalisiert zuerst einmal nur die Wahrnehmungsperspektive seitens jener Institution, der sie doch auch angehören und die sie selber verkörpern, der Kirche. Als gemeinsame Mitglieder der

»voneinander lernen, was das Evangelium heute bedeutet«

Kirche sind wir aber viel mehr füreinander als »Hauptamtliche« oder »Ehrenamtliche«. Das zu realisieren ist die Voraussetzung, um tun zu können, was wir füreinander vor allem tun sollten: voneinander lernen, was das Evangelium heute bedeutet. Das wissen wir nämlich nicht, zumindest nicht automatisch und ungefährdet und sozusagen selbstverständlich.

Gottes »ehrenamtliches« Volk

Das Volk Gottes ist ohne Zweifel von vielfältigen soziologisch erfassbaren Differenzierungen durchzogen: Es gibt Frauen und Männer in ihm, Priester und Laien, Kinder und Erwachsene, Reiche und Arme, Hauptamtliche und solche, die nicht von der Kirche bezahlt werden – und diese sind die übergroße Mehrheit. Warum ist dann aber gegenwärtig gerade die Ehrenamtlichkeit so stark Thema? Die Ehrenamtlichen sind ein Thema vor allem des Hauptamtlichensystems und das aus guten Gründen. Denn die Ehrenamtlichen sind das andere seiner selbst. Ihnen stehen die Hauptamtlichen in einer merkwürdigen Mischung aus Überlegenheit und Abhängigkeit gegenüber. Denn einerseits liegen Geld, Institutions- und Definitionsmacht weitgehend in Hän-

»Das Engagement ist prekär geworden, fragil und jederzeit zurücknehmbar.«

den der Profis, andererseits sind diese aber seit einiger Zeit von den Ehrenamtlichen abhängig, wie schon lange nicht mehr in der Kirchengeschichte. Das gilt nicht zuletzt für die Beurteilungsperspektive der kirchlichen Vorgesetzten. Das Engagement der Ehrenamtlichen aber ist prekär geworden, fragil und jederzeit zurücknehmbar. Das setzt die Hauptamtlichen in ihrem »Ehrenamtlichenmanagement« gehörig unter Stress.

Die Ehrenamtlichen sind gleichzeitig der Hauptamtlichen liebste Gläubige, schließlich sind sie deren unverzichtbare Helfer. Sie sind aber auch eine heikle Gruppe, denn sie machen mit oder auch nicht, und alle neuere Ehrenamtlichenforschung kommt darin überein: Sie sind ein scheues Reh oder ein sensibles Pflänzchen, jedenfalls etwas, das man hegen und pflegen muss. Und dabei braucht man sie doch so dringend wie

nie, schließlich ist die Kirche mit fundamentalen personellen und finanziellen Ressourcenproblemen konfrontiert – und das dürften noch die überschaubarsten ihrer Probleme sein.

Dabei ist schon die innerkirchliche Adressierungskategorie »Ehrenamtliche« selbst gar nicht so selbstverständlich, wie es heute scheint. Vor einigen Jahrzehnten wäre man kaum auf die Idee gekommen, Katholikinnen und Katholiken als »ehrenamtliche Mitarbeiter/innen« anzusprechen. Es gab andere, viel wichtigere Unterscheidungen, zum Beispiel jene zwischen Klerikern und Laien. Die Kleriker repräsentierten die »lehrende Kirche« und stellten bei weitem die Mehrheit jener, die von ihrer kirchlichen Tätigkeit lebten, also hauptamtlich in der Kirche arbeiteten.

In gewissem Sinne brauchte man damals überhaupt keine Ehrenamtlichen. Denn Subjekt der Seelsorge war allein der Priester. Selbst noch in Michael Pflieggers 1962 bei Herder erschienenen »Pastoraltheologie« tauchen denn auch die Laien prominent nur als das ganze »Zweite Buch« füllende »Objekt der Seelsorge« auf, im »Ersten Buch«, das über »Subjekt, Zeit und Ort

»Subjekt der Seelsorge war allein der Priester.«

der Seelsorge« handelt, kommen sie nur in dessen III. Teil, 4. Abschnitt als »Laienhelfer in der Seelsorge« vor. Der Priester war der einzige Handlungsträger der Pastoral und darüber hinaus brauchte er nur ein paar »Helfer«, die seine religiösen Anweisungen multiplizierten und ihm eine Plattform boten. Natürlich gab es seit den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts die zunehmende Aufmerksamkeit für das »Laienapostolat«, in Österreich in Form der »Katholischen Aktion«, in Deutschland als »Katholische Verbände«. Begründet wurde dieses Laienapostolat

übrigens damals schon damit, dass die eigentlichen »Seelsorger, schon zahlenmäßig, aber auch was die Problematik und die Fülle der Arbeit betrifft, vor Aufgaben« stünden, »deren sie allein nicht Herr werden können«².

Katholikinnen und Katholiken als »ehrenamtliche Mitarbeiter/innen« anzusprechen, setzt voraus, dass Laien nicht primär als schweigend-hörende Kirche verstanden werden. Es

»zwei Machtpolaritäten«

setzt voraus, dass die früher primäre innerkirchliche Unterscheidung zwischen Laien und Klerikern überlagert wird von der Unterscheidung Hauptamtliche – Ehrenamtliche. Das ist aber erst dann der Fall, wenn eine größere Zahl von professionell tätigen Männern und Frauen in der Kirche arbeitet.

Die Hauptkonfliktlinien beim Thema »Ehrenamtliche« laufen denn auch wohl in Pastoral wie Pastoraltheologie zwischen diesen beiden kircheninternen Differenzierungssystemen, zwischen dem alten »ständischen« von Priester und Laien und dem neueren, professionalitätstheoretischen zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Zwei Machtpolaritäten rivalisieren – und konstellieren sich gegenwärtig neu. Einiges von dieser Ambivalenz ist im Verhältnis der kirchlichen Hierarchie zu den Ehrenamtlichen spürbar: zum Beispiel in der merkwürdigen innerkirchlichen Gleichzeitigkeit von eher abschreckendem Erlaubnisdiskurs (»Was dürfen die Ehrenamtlichen?«) und werbendem Aktivierungsdiskurs (»Bitte arbeitet doch mit«).

Ehrenamt und Macht

Mit erfrischender Ehrlichkeit ist denn auch allüberall zu lesen: Man brauche Ehrenamtliche,

weil der Priester nicht mehr alles machen kann. Die Kirche will zu deren Entlastung zudem auch nicht einfach wie in den letzten Jahrzehnten weitere hauptamtliche Laien anstellen, sei es, weil man dafür tatsächlich nicht mehr genug Geld hat, sei es, weil man, wie es heißt, damit die »priesterliche Identität« gefährdet sieht.

Natürlich spielen Ehrenamtliche in den gegenwärtigen pastoralen Konzepten eine herausragende Rolle, weil sie ungemein kosteneffizient (wenn auch nicht kostenlos) sind. Zudem erreichen sie andere Zielgruppen, zu denen die Hauptamtlichen kaum mehr Zugang haben, und drittens gefährden sie weder priesterliche noch sonstige professionelle Identitäten. In Zeiten des Priestermangels und des absehbaren Mangels an übrigen Hauptamtlichen geraten die Ehrenamtlichen damit geradezu in eine Schlüsselstellung zur Aufrechterhaltung des kirchlichen Basisbetriebs, vor allem in den Gemeinden.

Natürlich drohen da die Grundsünden allen Umgangs mit Ehrenamtlichen: ihre entmündigende Funktionalisierung, ihre Degradierung zu »Handlungsmarionetten« der Hauptamtlichen:

**»Schlüsselstellung
zur Aufrechterhaltung
des kirchlichen Basisbetriebs«**

»So wie Marionettenspieler unsichtbar hinter der Bühne auf einer erhöhten Plattform stehen, so befinden sich hier die hauptamtlichen Seelsorger/Seelsorgerinnen tendenziell unsichtbar für die Öffentlichkeit auf der Meta-Ebene der im buchstäblichen Sinne »super-vidierenden«, darüber schauenden Begleitung und lassen – etwas sarkastisch formuliert – »die Puppen tanzen.«³ Die Gefahr einer solchen Funktionalisierung scheint freilich abzunehmen, zumindest in ihrer personalen Ausnutzungs-komponente. Das ist einer der Vorteile einer nicht mehr normativen,

sondern situativen Vergesellschaftung von Religion. Ehrenamtliche tun, was sie tun, dann nämlich zunehmend tatsächlich freiwillig und im eigenen Interesse. Früher, in Zeiten klerikaler Bestimmungsmacht, mag das anders gewesen sein. Aber schon heute gilt und wird zukünftig noch mehr gelten: Wer sich in der Kirche engagiert, weiß, was er tut und warum er es tut.

Die Machtverhältnisse zwischen Individuum und den ehemals mächtigen Verwaltern der Religion haben sich umgedreht, was sich beiden, Individuen und Kirchen, unmittelbar einschreibt. Nicht mehr das Individuum richtet sein Leben nach den mehr oder weniger selbstver-

**»Wer sich in der Kirche engagiert,
weiß, was er tut
und warum er es tut.«**

ständig übernommenen religiösen Vorgaben, sondern die aktuellen religiösen Praktiken werden nach den individuellen biografischen und existentiellen Bedürfnissen gewählt oder auch nicht. Und beides geschieht ohne jede Rücksicht auf das, was die ehemals den Diskurs oder die Biografie normierenden Instanzen der Religion als kohärent, notwendig und geltend erachten.

In gewissem Sinne findet gegenwärtig so etwas wie eine Selbstauflösung der Kirche als eines sozialen Herrschaftssystems statt. Die Kirchen sind wohl erst dabei, dies zu realisieren. Viel-

**»Selbstauflösung der Kirche
als soziales Herrschaftssystem«**

leicht ist ja die Werbung um Ehrenamtliche – und schon deren innerkirchliche Selbstadressierung als solche – so etwas wie der Versuch, das alte kirchliche Dispositiv auf freiwilliger Basis noch ein wenig aufrecht zu erhalten, also die

Konzepte Mitgliedschaft, Gefolgschaft und Macht »freiwillig« zu verlängern. Aber auch das tatsächlich freiwillige Ehrenamt garantiert nicht, dass es innovativ und kreativ wirkt, dass also Neues beginnt und nicht einfach Gewohntes fortgeführt wird, selbst wenn es eigentlich gar nicht mehr fortgeführt werden sollte. Freiwilligkeit sichert die personale Authentizität und oft auch die biografische Nützlichkeit des ehrenamtlichen Engagements, das ist viel und wichtig, aber noch lange nicht kirchliche Nützlichkeit im Sinne innovativer und kreativer Pastoral. Freilich ist Freiwilligkeit hierfür eine wirkliche Chance und Voraussetzung.

Alle haben etwas zu sagen

Jene, die sich an kirchlichen Orten freiwillig engagieren, werden es immer häufiger punktuell, aufgabenbezogen und vor allem aus einem spezifischen biografischen Nutzenkalkül heraus tun und ziemlich gleichgültig der kirchlichen Sozialform selbst gegenüber. Das scheint mir eine Chance zu sein. Es ist die Chance, sich endlich als gemeinsame Mitglieder des Volkes Gottes im Reichtum der biografischen und kulturellen Differenzen wahrzunehmen und daraus innovatives Veränderungspotenzial für die pastoralen Routinen zu ziehen.

Die Gefahr der Instrumentalisierung der »Ehrenamtlichen« zur Verlängerung obsolet gewordener kirchlicher Sozialformen ist mit der völligen Freiwilligkeit ehrenamtlichen Handelns noch nicht gebannt, aber gemildert. Das Wichtigere aber ist, sich gemeinsam daran zu machen, vor Ort zu definieren, was das Evangelium von einem verlangt und wie die Gnade und der Beistand, den das Evangelium bedeutet, wie also der sakramentale Charakter der Kirche bezeugt und verwirklicht werden kann.

Die Grundversuchungen einer verunsicherten und zunehmend marginalisierten Kirche liegen im ressentimentgeladenen Kulturpessimismus, im Sozialformkonservatismus und in der Flucht in die Utopie. Es hilft aber nichts, die stressige Umwelt pauschal zu denunzieren, ein-

»punktuell, aufgabenbezogen und aus einem Nutzenkalkül heraus«

fach so weiterzumachen wie bisher oder sich in die Hoffnung zu flüchten, man könne die Kirche irgendwie so formatieren, wie man sie selber gerne hätte und wo man sich selber (wieder) wohl fühlen würde. Transportmittel solcher Utopien sind meist soziologische Kategorien, die positive Emotionen auslösen, wie etwa der Gemeinschaftsbegriff.

Soziologische Kategorien ohne theologische Kriteriologie sind aber immer verführerisch. Denn sie werden allzu schnell zu Projektionsflächen von eigenen Interessen und Sehnsüchten. »Ehrenamt« ist eine soziologische Kategorie. Ohne theologische Kontextualisierung verwendet, wird sie leicht zum Vehikel vor sich

»vor Ort definieren, was das Evangelium von einem verlangt«

selbst verschleierter Interessen. Übrigens sind auch umgekehrt theologische Kategorien ohne inkarnatorische Teststrecke ausgesprochen gefährlich, wie man am Gottesbegriff bis zum Kirchenbegriff merken kann.

Kirche ist eine aufgabenbezogene pastorale Institution. Das verbindet ihre soziologische mit ihrer theologischen Realität. Es gibt Kirche, um das Problem zu lösen, was es heute konkret heißen könnte, an den Gott Jesu zu glauben, und weil wir glauben, dass Gott selber ihr dabei hilft,

dieses Problem zu lösen: in seinem Wort, mit seinen Sakramenten, mit seinem Heiligen Geist, kurz: mit seiner Gnade. Die zeigt sich nicht zuletzt in den Gaben, die er seinem Volk schenkt und in den Herausforderungen, mit denen er es konfrontiert.

Auf der Wirklichkeit kleben keine Etiketten. Begriffe sind Zugriffsstrukturen. Alle begriffliche Wahrnehmung, selbst die scheinbar neutralste, ist Deutung, Zugriff. Begriffe sind spezifische Zugriffe auf die Welt, sie sind Entdeckungsoperationen. Das ist nichts Harmloses. Begriffe erschließen Wirklichkeit oder verschließen sie. Die Begriffe, die wir haben, definieren die Welt, in der wir leben. Noch vor aller Welt verändernden Praxis konstituieren sie die Welt unserer möglichen nicht-theoretischen Praxis. Ob wir die anderen, die mit uns Kirche sind, als »Ehrenamtliche« adressieren oder als individuelle, reiche und vielfältige, begabte und bedürftige, jedenfalls

»notwendig zur Definition der pastoralen Aufgabe selbst«

herausfordernde und kenntnisreiche Mitglieder des Volkes Gottes, das ist nicht gleichgültig. Man braucht sie wirklich, und zwar alle, ob sie der Gemeinde nahe oder ihr fern stehen, ob sie bereit sind, sich in ihr zu engagieren oder »treue passive Mitglieder« bleiben. Sie sind notwendig zur Definition der pastoralen Aufgabe selbst. Denn ohne sie wissen wir nicht genug von konkreter Existenz heute und also auch nichts von dem, was sich ergibt, wenn man diese Existenz mit der Botschaft des Evangeliums in Kontakt bringt.

Elmar Klinger hat auf die Frage, was die Kirche all jenen, die ihr nahe stehen, jenen, die nur noch das Ritenangebot der Kirche zu den Lebenswenden nützen, oder jenen, die innerlich auf dem Absprung seien, noch zu sagen habe,

geantwortet: Diese »Gruppierungen sind Volk Gottes, werden aber nicht so behandelt. Es gibt auch gar kein wirkliches Interesse an ihnen. Kämen sie zur Kirche, wüsste man erstens nicht, wie man sie unterbringt, und zweitens schon gar nicht, wozu sie da sind und man sie braucht. Man wäre von ihrer Anwesenheit eher peinlich berührt.«⁴ Hoffentlich stimmt das nicht oder wenigstens nicht überall. Denn es wäre ein fatales

»Die Kirche braucht alle, die zu ihr gehören.«

Indiz für die defizitäre Aufmerksamkeit der Kirche auf sich selbst und ihre Aufgabe. Die Kirche braucht alle, die zu ihr gehören. Denn das »heilige Gottesvolk nimmt ... teil an dem prophetischen Amt Christi« (LG 12). Die Kirche braucht sogar jene, die nicht zu ihr gehören, aber zum Volk Gottes berufen sind (vgl. LG 13). Jeder und jede hat daher eine geistliche Würde und eine pastorale Bedeutung.

Die Kirche braucht alle, die zu ihr gehören. Sie muss sie hören und respektieren. Sie muss ihnen Raum geben und Aufmerksamkeit. Sie braucht sie um ihres Lebens willen, das sie verkörpern, um ihres Glaubens willen, für den sie

»in seinen atemberaubenden Konsequenzen realisieren«

stehen, und um ihrer Liebe willen, zu der sie fähig sind. Die Kirche braucht sie, um zu entdecken, wo sie ist und was ihre Aufgabe als Kirche hier und heute ist. Sie braucht sie, um zu werden, was sie sein soll: Gottes Volk.

Die kirchliche Würde der Ehrenamtlichen kommt nicht erst aus ihrem kirchlichen Engagement. Das zu schätzen, zu ehren und zu pflegen ist eigentlich eine selbstverständliche Pflicht des Anstands und des Dankes. Die hohe kirchliche

Würde der Ehrenamtlichen wurzelt darin, dass sie Mitglieder des Volkes Gottes sind. Die Frage ist, ob wir als katholische Kirche genug Orte und Formen haben, wo wir das nicht nur sagen, sondern in seinen atemberaubenden Konsequenzen realisieren.

Es stimmt halt schon: »Das Gold liegt auf der Straße. Man sieht es. Aber man ist wie vom

bösen Zauber falscher Vorstellungen gelähmt und hebt es nicht auf.«⁵

Rainer Bucher, Univ.-Prof. Dr. theol., ist Leiter des Instituts für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz.

¹ Vgl. M. N. Ebertz, Gleichberechtigte Partner? Entlohnte und nicht-entlohnte Dienste und Ämter, in: Herder-Korrespondenz Spezial 1/2009: Arbeiten in der Kirche. Ämter und Dienste in der Diskussion, 14–18. Ebertz skizziert zu Recht eine eher kritische Lage des kirchlichen Ehrenamtes. Auf einer

solch realistischen Sicht lösungsorientiert aufbauend: H.–G. Hunstig/M. Bogner/M. N. Ebertz (Hg.), Kirche lebt. Mit uns. Ehrenamtliches Laienengagement aus Gottes Kraft, Düsseldorf 2004.

² M. Pfliegler, Pastoraltheologie, Freiburg/Br. 1962, 96.

³ H. Haslinger, Konkretion Ehrenamt,

in: ders. (Hrsg.), Handbuch Praktische Theologie, Bd. II, Mainz 2000, 308–322, 319.

⁴ E. Klinger, Mich hat an der Theologie immer das Extreme interessiert. Elmar Klinger befragt von Rainer Bucher, Würzburg 2009, 84f.

⁵ Ebd., 85.